

Die stille Gasse

Autor(en): **Waser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Walze.

Alfred Marzer. Berglücken. Steindruck.

Die stille Gasse.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maria Waser, Zürich.

Von der Höhe der Stadt steigt die stille Gasse jäh und gerade nach dem Fluße hinab, und das moderate laute Getriebe ist noch immer an ihren engen Mauern abgeprallt. Vielleicht ist sie die älteste Gasse der Stadt. Fast jedes Haus trägt eine Steintafel mit Nennung der vornehmen alten, meist ausgestorbenen Familien, die es einst gegründet und es mit einem besonderen und hübschen Namen aus der Taufe gehoben haben. Die beiden Häuserreihen stehen ganz nahe beisammen und sehen sich so dicht in die Augen, daß es hüben und drüben kein Verheimlichen gibt. Nicht etwa, daß die Sonne in die großen dunkeln Zimmer hineinleuchtet — das Streifen des Himmels, das oben zwischen den Dächern frei bleibt, läßt ihr keinen Platz zu derlei Indiskretionen — aber jedes der Häuser hat sich ein Erkerchen angehängt, das luft- und lichtdurftig seinen Kopf in die Gasse streckt, jeden verirrtten Sonnenstrahl dankbar einsaugt und neugierige Blicke freimütig hinausläßt zu unterhaltfamen Forschungsreisen gahauf und gahab. Und auch einen strammen schmiedeisernen Arm streckt manches Haus in die Gasse; daran hängt eine große Laterne, die des Nachts keinen durchläßt, ohne ihm genau unter den Hut zu zünden. Nach der Gasse hin liegen die guten Stuben mit den Polstermöbeln und dem Klavier, und weil man sich da, so nahe unter den Augen des Nachbarn, gleichsam auf einer Bühne dünkt, so spielt sich hier auch ein sittsames, überlegtes und stattliches Leben ab, während laute und leise Heimlichkeiten sich nach den hintern Zimmern flüchten. Diese blicken frei und unbeobachtet in reiche, von diskreten Mauern und hohen Bäumen umschlossene Gärten, über denen breit und hell die Sonne steht und sich des ungezwungenen Wesens der Nichtbeobachteten freut.

Weil die Gasse so steil ist und mit großen, runden Steinen gepflastert, nimmt nur selten ein Wagen seinen Weg da hindurch; zweimal im Jahre aber erscheint jeweils mit lautem Kreischen des Radschubes der Möbelwagen mit der bescheidenen Habe derer, die von den andern Bewohnern der stillen Gasse scheinbar in überflüssigen, verdorbenen oder unbrauchbaren Stuben eine vorübergehende Wohnung finden. Früher hielt er jedesmal oben vor einem stattlichen Hause, das mit seinem zweistöckigen Erker die ganze Gasse beherrscht. Zwar zweistöckig kann man den Erker eigentlich nicht nennen; vielmehr hat er sich an seinen behaglichen runden Leib unten noch ein kleines Fußkerkerchen angehängt, das mit seinen niedrigen Fensterlein

dem gedrückten Raume entspricht, zu dem es gehört. Damals sah das Haus düster und schwärzlich aus, und der Fremdling las verwundert an dem unfreundlichen Bau die anmutige Aufschrift „Zum blühenden Garten“, und nur wenn er dies etwa im Juli tat, wo sich mit dem vielversprechenden Namen ein wundersam lieblicher und träumerischer Lindenduft verbindet, der schwer und bedrängend in der engen Gasse hängt, ahnte ihm, daß hinter den strengen Mauern ein unbekanntes Paradies liegen möchte. In der Tat, von all den anmutreichen Gärten, welche die Häuser der stillen Gasse mit ihren Geheimnissen hinter sich verborgen halten, ist der blühende Garten der größte, düftereichste und geheimnisvollste. Seit langem hat ihn niemand mehr von nahem gesehen; aber man weiß Wunder zu erzählen von einer fremdartigen Blumenwildnis, von seltenen riesengroßen Rosen und schweigenden, verborgenen Plätzchen. Der Garten war der Stolz des seligen Salomon Striegel, eines absonderlichen, menschenfeindlichen und welfremden Alten, der alle zarteren Gefühle, die eine freudlose Ehe mit der eckigen Regula Steinhäuser zu ersticken drohte, in seinen Garten flüchtete. Seiner nüchternen Frau war diese Liebhaberei zwar ein Greuel; da sie aber billiger kam als jene, welche die Männer ihrer Schwestern im Wirtshaus pflegten, ließ sie ihn nicht ohne spitzige Bemerkungen gewähren. Wie die Mutter dachte auch ihre Tochter Monika, und als die Alten tot waren, kam sie nur mit mürrischem Widerwillen der letzten Verfügung ihres Vaters nach, derzufolge sein Blumenparadies niemals in einen Gemüsegarten verwandelt werden durfte. Sie selber betrat den Garten, der sie um so schöne Einkünfte betrog, fast nie und ließ ihn nur notdürftig instand halten, hütete ihn aber mißgünstig und eifersüchtig vor fremden Blicken. Diese konnten nur von der Höhe der Dächer aus in das hochumschlossene Blumenheiligtum gelangen und bekamen vor dem Gewirr der Aeste wunderwenig zu erhaschen.

Das Geschäft ihrer Eltern, einen einst blühenden Tuchhandel, der die Striegel zu großer Wohlhabenheit gebracht, hatte Jungfer Monika aufgegeben, weil sich die Kunden nach und nach verließen. Sie lebte dann bei missionsfreundlicher Tätigkeit aus den Finken, die ihr engrüstiges Dasein nur zur Hälfte brauchte. Den Laden hatte ein mürrischer alter Gewürzkrämer bezogen, der auch die beiden Gartenzimmer des ersten Stockes für seine Vorräte in Beschlag nahm,

während der große, niedrige dunkle Raum gegen die Straße hin, der einst dem alten Striegel als Lager-raum gedient, unbenützt dagestanden hätte, wenn nicht Jungfer Monika auf den lukrativen Gedanken gekommen wäre, das Lokal durch eine dünne Wand in zwei Abteilungen zu trennen und als „Wohnung mit Küche“ an einfache Leute zu vergeben. Den freundlichen, hellen dritten Stock suchte sie ebenfalls und zwar als „herrschaftliches Logis“ zu vermieten, während sie sich in der hohen, behaglichen Bel-Etage niederließ mit der alten angeerbten Magd ihrer Eltern, die ihr in Demut und Stumpfheit diente. Sie selbst sah man tagaus und -ein in dem runden Erkerfürmchen stricken, und wer die hagere Gestalt mit der langen gelben Nase und den flackernden Augen, die stetsfort über den groben Missionsstrumpf hinaus nach dem Gegenüber zielten, erblickte, begriff, warum die beiden Erker an den Nachbarhäusern links und rechts ihr eines Auge hartnäckig geschlossen hielten. Diesen Lauerposten hatte sie schon als Kind geliebt; zu ihrem ständigen Sitze hatte sie ihn aber erst dann erwählt, als im Hause gegenüber der fremde junge Buchbinder eingezogen war. Das war vor fünfzehn Jahren. An einem trüben Herbstmorgen, als Monika eben die Erkerfenster putzte, sah sie gegenüber einen großen, festen Menschen, der, auf einer Leiter stehend, mit wuchtigen Hammerschlägen eine Alfische mit der einfachen Aufschrift „Johann Grob, Buchbinder“ befestigte. Monika sah, wie die muskulösen Arme den Hammer schwingen und wie der starke, eigensinnige Nacken mit dem dunkeln Kopf sich jedesmal mit einer Neigung dem Hammer nachbewegte. Da gab es ihr einen Ruck; ihr dachte auf einmal, es sei doch etwas Schönes um einen handfesten Mann, der den Nagel auf den Kopf treffe, und in ihrem liebeungewohnten Herzen ging das erste und einzige impulsive und starke Gefühl auf, das gleich zu dem bestimmten Plane sich auswuchs, den neuen Nachbar zu heiraten. In diesem Plane aber hielt Monika fest mit der ganzen Zähigkeit ihrer eigensinnigen Natur, und sie beschloß, fortan ihr Leben darnach einzurichten.

Indes zeigte es sich, daß die Dinge sich nicht so leicht anließen, wie sie gehofft. Ihr Nachbar war ein verschlossener, unzugänglicher Mensch, und sein düsteres Gesicht mit der unwölkten Stirne verhieß dem zielbewußten Mädchen keinen leichten Kampf. Dazu war er kaum zu erblicken. Den Laden bediente seine Mutter, eine einfache Frau mit einem gütigen Gesicht; er aber arbeitete fortwährend in den hintern Räumen, und man erzählte sich, daß er durchaus kein gewöhnlicher Buchbinder sei, sondern ein wahrer Künstler in seinem Fache und daß er für fremde und vornehme Herren künstlerische Bucheinbände arbeiten müsse, die man ihm mit Gold aufwäge. Derlei Kunde erfüllte das Herz der Jungfer Monika mit stolzer Genugtuung, und nicht ohne Erregung betrachtete sie jeweilen die geheimnisvollen Kisten, die ihr Nachbar fleißig zur Bahn bringen ließ und in denen sie den Born ihres künftigen Reichtums witterte. Auch was ihr sonst über ihr unzugängliches Visavis zu Ohren kam, war ganz dazu angetan, sie von der Tüchtigkeit ihres Planes zu überzeugen. Es hieß, daß der anscheinend Rauhe mit seiner sanften Mutter zart und lieblich umgehen könne wie

ein Kind, woraus man denn auch wiederum begriff, daß seine groben Finger so feine und zierliche Einlegarbeiten zu fertigen imstande waren, wie sie der eine oder andere schon bei ihm gesehen haben wollte. Und auch das hörte sie nicht ungern, daß man sich erzählte, er habe eine unglückliche Liebe gehabt und sei deshalb so düster und einsam in die fremde Stadt gezogen; denn Jungfer Monika Striegel war klug und erfahren genug, um zu wissen, daß ein Vogel leichter zu fangen ist, der sich bereits die Flügel verbrannt hat. Es handelte sich für sie also nur darum, in Geduld zu warten und derweil achtzugeben, daß ihr keine andere ins Gehege kam. Daß dies aber nicht geschah, dafür sorgten ihre scharfen Augen und ihre spitze Zunge, die eine lebhaftere Erfindungsgabe niemals aus der Übung kommen ließ.

Dermaßen mit guten Vorsätzen beladen setzte sich das wachsame Mädchen in seinen Erker, und wo sich irgend etwas Weibliches dem Laden des Buchbinders näherte, da war auch gleich ihre Zunge bereit, um jede auch nur von fern möglich erscheinende Anknüpfung einer Beziehung auf beiden Seiten im Keime zu ersticken. So bekam die gute Frau Grob das Jahr hindurch mancherlei Skandalchen über ihre weiblichen Kunden zu hören, was sie jedoch nur mit einem gütigen durchschauenden Lächeln aufnahm. Ihr menschenfeindlicher Sohn hatte derlei Warnungen wahrlich nicht nötig. Mit Befriedigung aber sah Monika Striegel die Uneroberbarkeit ihres Zukünftigen. Daß diese sich vorläufig auch auf sie erstreckte, vermochte sie nicht zu beirren; denn sie vertraute fest auf ihre Ausdauer und die Hilfe des Herrn, den sie durch ununterbrochene Frömmigkeit und allerlei Wohltätigkeiten ihrem Plane günstig zu machen gedachte. Und als sie sogar einmal einen Freier, der sich mutig ihrem Gelde zu nähern versuchte, abwies, war sie ihres endlichen Sieges sicher; denn einer ganz einfachen Logik zufolge mußte auf solch heroische Tat die Belohnung unbedingt folgen.

So gingen die Jahre ins Land, von denen jedes die Jungfer Monika bestandener und hoffnungsvoller und den Buchbinder Grob angesehenener und reicher machte. Sein Geschäft kam in Blüte. Die Arbeitsräume erstreckten sich in den zweiten Stock, Gesellen und Arbeiter wurden angestellt, und ein Reisender knüpfte lebhaft und gedeihliche Verbindungen mit dem Lande an. Dabei aber blieb der kleine Laden so schlicht und anspruchslos wie zuvor, und gegen außen veränderte sich nichts, nur daß das liebe Gesicht der Mutter Grob nach und nach unter einem weißen Scheitel hervorblinnte und die Gestalt des Buchbindermeisters um etwas behäbiger wurde. Sein zurückgezogenes Wesen behielt er nach wie vor. Dies alles beobachtete Jungfer Monika mit stillem Behagen als Zeichen, daß die Zeit sich bald erfüllen werde. Mittlerweile aber unterhielt sie sich bei emsigem Verkehr mit Glaubensgenossinnen, bei wachsender Buchführung über die Schlechtigkeit ihrer Mitmenschen und bei häufigen und ausgiebigen Besuchen im Laden des Buchbinders Grob so gut, daß sie den Wandel der Zeiten kaum verspürte. Frau Grob war eine geduldige Zuhörerin, und kam bisweilen ihr großer Sohn in den Laden, dann empfand sie ein heimliches Vergnügen über den sonderbaren Verkehr der beiden, über die süßen

Töne, die Jungfer Monika plötzlich anzuschlagen wußte, und die weniger süßen, in denen ihr Johann antwortete, und fragte der etwa seine Nachbarin, ob die Negerkinder noch so sehr an die Beine frieren oder ob ihre letzten Mieter wieder mit einem Retourbillet eingezogen seien, dann quittierte das Fräulein solchen Scherz mit einem Lächeln, das wie ein verzuckertes Grimäpflein um ihre dünnen Lippen tanzte, nicht anders, als ob es einen geheimen Aerger verdecken sollte. Denn ihren Missionsstrumpf nahm sie furchtbar ernst, und was ihre Mieter anging, das war vollends ein heikler Punkt. Die ewigen Schikanen mit diesen fortwährend wechselnden, nur in ihrer Schlechtigkeit sich gleichenden Menschen gaben ihrem Leben den zu einem vergnüglichen Dasein nötigen Gehalt an unterhaltfamem Aerger und animierenden Aufregungen. O, wieviel es zu entdecken gab bei denen im dritten Stock, die sich jeweilen im Anfang als feine Leute gaben, um sich erst nach und nach in ihrer ganzen Niederträchtigkeit zu entpuppen! Und erst bei denen im ersten! Da gab es der Enthüllungen, Ermahnungen, Befehlungen, Auseinandersetzungen kein Ende; der Schluß aber war jedesmal ein eklatanter Fall und der Möbelwagen.

Einmal am Sankt Michelstag abends stand er auch wieder vor der Türe. Es war nicht der reguläre, in seiner schwankenden Plumpheit beinahe imposante Möbelwagen. Vielmehr erschien da ein recht bescheidenes Fuhrwerk. Zwar stauten sich die Kinder beidseitig auf den schmalen Trottoirs und die sämtlichen Fenster bevölkerten sich mit neugierigen Augen wie immer, wenn ein Behikel die stille Gasse besuchte; aber bald zog man sich enttäuscht zurück. Was war da an den beiden armseligen Bettchen, dem einfachen Tisch und den paar Stühlen und Truhen auch zu sehen! Da hatte eben wieder einmal so ein Minderwertiges im ersten Stock Einzug gehalten. Man kannte das und hielt es unter seiner Würde, dem Ereignis mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als es verdiente.

Am andern Morgen aber erschien im Erkerfuß ein wunderliebliches Lichtlein, das einen fremdartigen Schein in die stille Gasse warf, und wer da einen Strahl davon auffing, dem kehrte sich in seiner zerknitterten Seele die freundlichste Falte heraus, sodaß er zu dem hellen Kindergeächten emporgrüßen mußte, das aus seinem goldblonden Strahlenkranz froh und glücklich herausjah und jeden freundlichen Blick mit einem so lieblichen Lächeln erwiderte, daß es vollends war, als wäre da eine kleine Sonne aufgegangen. Hie und da bettelte der kleine Junge auch in die tiefer gelegene Stube zurück, und dann erschien für einen Augenblick der blonde Kopf eines jungen Weibes mit einem weißen Gesicht, in dem zwei große ernste Augen standen. Jungfer Monika erzählte, daß sie die arme Witwe Lenzinger rein aus Erbarmen und Wohlthätigkeit bei sich aufgenommen habe; derweil marterte sich das junge Weib in der dunkeln Stube die müden Augen ab, um mit ihrer kunstreichen Stickerei den viel zu hohen Zins zusammenzubringen. Der kleine Heini aber hatte sich in seinem Erkerchen angesetzt, wo er jeden fargen Licht- und Sonnenstrahl auffing, um ihn aus strahlenden Augen und einem lachenden Geplauder in das düstere Gemach weiterzugeben. Und da das Kinder-

gesichtchen solchermaßen unter Jungfer Monikas dunkler Lauerecke hervorlachte und leuchtete, war es nicht anders zu schauen, als wäre einer häßlichen schwarzen Spinne ein lichtiges Sommervögelein ins Netz gegangen.

Jeden Morgen ging Frau Lenzinger mit ihrem Büßchen an der Hand die stille Gasse hinab, um irgendwo in der Stadt ihre kärglichen Einkäufe zu machen oder um ihre neueste Arbeit in die glänzenden, weltberühmten Modegeschäfte auf der andern Seite des Flusses zu tragen, und wer die stille Frau mit dem lachenden Jungen einherschreiten sah, dem mußte die große Ähnlichkeit zwischen den beiden blonden Menschen auffallen, nur daß alle Lebensfreude, die aus dem blassen Gesicht der Mutter geschieden war, sich in dem sonnigen Menschlein an ihrer Hand verkörpert zu haben schien. Etwas Vornehmes und Fremdes aber war an den beiden, sodaß man bei ihrem Anblick wohl an Frau Herzloyde und den kleinen Parzival hätte denken können. Auf solchen Vergleich kamen nun zwar die Bewohner der stillen Gasse nicht eben; aber das Erscheinen der jungen Witwe mit ihrem Vierjährigen rief doch jeweilen manches Gesicht an die Fenster, und unter diesen war nicht selten der dunkle Kopf des Buchbinders Grob. Dies fiel natürlich zuerst der Jungfer Monika auf. Die Sache war außergewöhnlich und verlangte genaueste Beobachtung. Einige Zeit war nichts anderes zu konstatieren, als daß hie und da beim Erscheinen der beiden der Nachbar wie zufällig unter die Türe trat, ihnen einen Augenblick nachschaute und dann wiederum verschwand. Nach einigen Wochen begann etwas Neues. Der Buchbinder fing an, von seinem Fenster aus nach dem Erker hinüberzugerühen, und dabei setzte er ein so vergnügtes Gesicht auf, wie man es zuvor nie an ihm gesehen hatte. Das war noch sonderbarer, und Jungfer Monika begab sich ungesäumt nach dem Laden der Frau Grob, um sich dieses Spiel von der andern Seite anzusehen. Da stand denn der kleine Heini im Erker und grüßte mit Augen, Lippen und Händchen herüber, und Frau Grob erzählte, daß ihr Sohn an dem kleinen Sonnenstrahl seine Freude habe. Mit dieser Nachricht kehrte das Fräulein hochbefriedigt zurück. Kinderliebe war ein neuer Zug an ihrem Visavis, der vortrefflich in ihre Pläne paßte, und mit angenehmen Zukunftsgedanken verfügte sie sich wieder auf ihren Beobachtungsposten.

Zudeffen war es Dezember geworden, und der Winter legte sich weiß und behäbig in die stille Gasse, jeden Erker und jede Laterne mit einem behaglichen Schneekissen zudeckend. Jungfer Monika fütterte ihren Erker wieder mit den allwinterlichen dunkelroten Samtdecken und kam sich so vor jedem Lüftlein bewahrt, vornehm und geborgen vor wie Dornröschen im Rosenturm. Ja, sie fühlte sich beinahe wohl, soweit dies bei einer Frauensperson mit eckigen Ellbogen, spitzer Nase und spitzer Zunge nur immer möglich ist. Unten im Erkerfuß aber sah man den Kleinen in einem dicken hellblauen Wolljäckchen spielen, und das rote Mäschen erzählte davon, daß es dort keine samtten Erkerdecken gab und daß der kleine Ofen lange nicht ausreichte für den großen dunkeln Raum, in den man ihn aus einem kümmerlichen Klotzen verpflanzt hatte.

In diesen Tagen ließ sich in dem Verhältnis zwischen dem Buchbinder und seinem kleinen Nachbar

eine dritte Etappe feststellen. Als Frau Lenzinger mit ihrem Söhnchen vom Morgengang heimkehrte, sah man Meister Grob mit großen Schritten an die beiden herantreten, und nach einem verlegenen Gruß und wenigen Worten verschwand er mit dem lachenden Jungen auf dem Arm in seinem Hause. Als dieser aber zur Mittagszeit über die Straße ging, sah Jungfer Monika, daß er eine Hand voll farbiger Bildchen mit sich trug, und daheim stimmte er einen solchen Jubel an, daß ein paar Töne davon bis in das Zimmer der emsig Lauschenden hinaufdrangen. Dies wiederholte sich nun jeden Tag, und da Jungfer Monika feststellte, daß der Kleine nicht etwa bei Mutter Grob, sondern im Atelier ihres Sohnes weilte, das sonst niemandem zugänglich war; begriff sie, daß der Herr ihr den Kleinen ganz absichtlich ins Haus geschickt hatte zum endlichen Gelingen des lange Vorbereiteten, und sie beschloß allso bald, die Hilfe von oben sich zu Nutzen zu machen. In solcher Absicht begab sie sich zu der Witwe Lenzinger mit der Aufforderung, ihr von nun an den Buben jeden Nachmittag ein wenig herauszuschicken; die Armen lägen ihr ja immer am Herzen, und so möchte sie dem Kind eine warme Stube wohl gönnen. Mit beklommenem Herzen dankte die junge Frau für die Freundlichkeit, und als Heini glücklich von dem Buchbinder zurückkehrte, hatte sie zum ersten Mal einen schweren Stand, um ihr sonst so folgsames Kind zum Gehorsam zu zwingen. Er wollte absolut nichts von dem Besuch bei dem „bösen Fräulein“ wissen, und da verfiel denn die Mutter in ihrer Ratlosigkeit auf einen Ausweg, der einer falschen Vorspiegelung sehr ähnlich sah.

Heini war einmal, kurz nach dem Einzug, in den Vorratsraum des Krämers geraten, und seine entzückten Augen hatten durch die trüben Fensterscheiben hindurch die Herrlichkeit des herblich übergoldeten Gartens wahrgenommen. Der Anblick dieses Paradieses wurde ihm zwar durch ein barsches Wort des Krämers, es gebe da nichts zu schmausen, rasch und endgültig verschlossen; aber seine kindliche Phantasie hörte nicht auf, von diesem Blumen-Wunderreich zu träumen, von dem ihm die Mutter immer und immer wieder erzählen mußte, und all sein Wünschen gipfelte darin, einmal in diesem Garten weilen zu dürfen. Daran dachte Frau Lenzinger, und sie suchte ihr Söhnchen gefügig zu machen mit dem Versprechen, wenn er recht lieb sei, erlaube ihm das Fräulein gewiß, im Sommer in den Garten zu gehen. Dies half allsogleich, und der Kleine begab sich tapfer auf den schweren Gang in den zweiten Stock.

Als am Nachmittag der Buchbinder seinen kleinen Freund begrüßen wollte, sah er ihn mit einem traurigen Gesichtchen und roten Neuglein im Erker der Jungfer Monika stehen, der er eine Garnstrange hinhalten mußte. Da wandte sich der Mann ohne Gruß mit einem unverständlichen Wort auf den Lippen vom Fenster und an die Arbeit zurück. Indes hatte das Fräulein mit ihrem unfreiwilligen Besucher ganz Besonderes vor: sie gedachte, an ihm ihre tugendreichen Erziehungsgelüste zu tummeln und zugleich sich einen gefügigen Vermittler zwischen sich und ihrem Gegenüber abzurichten. Ihren Plan leitete sie zunächst mit einer scharfen Ermahnungsrede ein, in der sie dem verschüchterten Kind verständ-

lich zu machen suchte, daß es für einen armen kleinen Jungen höchst unpassend sei, den ganzen Tag mit Spielen zu verbringen, und daß es für ihn endlich an der Zeit wäre, sich nützlich zu beschäftigen. Der Theorie folgte die Tat in Form einer großen halbfertigen Straminbroderie, die auf schwarzem Grund ein Bergkranzweidenkränzchen zeigte und offenbar den Zweck hatte, den Pantoffel eines Fußes von ansehnlicher Größe zu schmücken. Mit diesem Ungetüm aber, dem sie die kleinen Händchen dienftbar zu machen gedachte, hoffte die Jungfrau ihre Zukunftspläne sinnig und klug einzufädeln. Von Kinderhand verfertigt, in jungfräulichem Gemach entstanden, sollten die Pantoffeln dereinst ihrem Nachbar eine sinnreiche und vielsagende Gabe werden. Ihre Aufgabe jedoch erwies sich als recht dornenvoll. Die zitternden Händchen benahmen sich beim Ergreifen der Nadel und des großen Straminstückes so ungeschickt, daß die eifrige Lehrerin sich immer wieder genötigt sah, mit ihren langen knöchigen Fingern dreinzuklopfen, was aber zunächst nur bewirkte, daß vor den Augen des Kleinen, die sich mit halbversteckten heißen Tränen füllten, alles zu tanzen und flimmern begann und Nadel und Garn den ungeschickten Patschen entfielen. Diese unerwarteten Schwierigkeiten erfüllten indes die streitbare Jungfrau beinahe mit Behagen; denn sie liebte es, Widerstände zu brechen, und ein erkämpfter Preis erschien ihr um so ehrenvoller. Und ein ganz besonderes Vergnügen bereitete es ihr, von diesem Kindergezicht das unsympathische Strahlen herunterzuwischen und dafür eine verweinte Demutsmiene hervorzuzaubern. Allein die hellen Tröpfchen, die verflohen aus den Kinderaugen herabließen, waren durchaus nicht, wie Jungfer Monika wähnte, Zeichen demütiger Angst; sie hatte vielmehr ein erster großer Kindersehmerz ausgepreßt, dem ein jäher Zorn über unverdient erlittene Unbill folgte. Während so Weh und Trost in dem kleinen Herzen kämpften, erhob plötzlich in einem versteckten Winkel die Hoffnung ein verächtliches Köpfcchen. Tausend lange und heiß gehegte Wünsche wurden wach und machten sich in der raschen Frage Luft: „Aber dann dürfen Mama und ich im Sommer immer im Garten sein, gelt?“ Dieses unvermittelte Wort versetzte die Ahnungslose in starres Entsetzen, und da sie sich so unverhofft einem ganzen Abgrund von Frechheit gegenüber sah, zog sie mächtig alle Register, als ob es gegolten hätte, den Hochmutsteufel in Person niederzudonnern und nicht, eine kindliche Bitte abzuschlagen. „Was,“ schrie sie und ließ ein paar Härchen am Kinn aufgeregt erzittern, „solche Unverschämtheit für meine Wohlthaten! Sag deiner hochnäsigen Mutter, sie täte besser, dich arbeiten zu lehren, als dich mit Hochmut und Frechheit anzufüllen! Blumengärten sind für vornehme Leute und nicht für solche, die bei andern zu Gottswillen sind!“ Sie hätte noch lange nicht geendet in ihrer Entrüstungsrede, wenn sich da nicht etwas Sonderbares begeben hätte. Plötzlich stand das Menschelein mit geballten Fäustchen und einem unkindlichen Blick in den Augen dicht vor ihr, reckte die kleine Gestalt zu ganzer Größe auf und rief mit einem furchtlosen Stimmchen: „Ja, du hast eine schöne Stube und Samt auf den Stühlen; aber du hast eine böse Stimme und harte Hände und machst wüste, grobe Strümpfe! Aber meine Mama, die sticht wundervolle



© 1954, F. J. W. S.

Die **Walise**.

Charles Felber-Dachau, Schloss Serenogger im Mittelhöfental, Steiermark.

Blumen und Schmetterlinge und erzählt so schön, wie es gar niemand mehr kann als der liebe Gott und der Heiland!" Dann schleuderte er die verhaßte Arbeit weit von sich und rannte zur Türe hinaus, ehe noch die Sprachlose ihre Fassung gefunden; nur die Hand holte instinktiv zu einer Ohrfeige aus, die indes ihr Ziel nicht mehr erreichte. Dann hastete auch Jungfer Monika die dunkle Treppe hinunter, und was nun die Kampfgeübte Kehle unten im Zimmer der Frau Lenzinger verübte, war ohrenbetäubend und gräßlich und endete erst in einem halberstickten Quiek, als die abgehezte Stimme sich überflug und der Atem versagte. Frau

Lenzinger ließ den Schreistrom still, ohne Demut und ohne Widerrede über sich ergehen. Dies fiel Jungfer Monika erst auf, als sie erschöpft und ohne die angenehme Belebung zu fühlen, die sie sonst aus jeder Auseinandersetzung davonzutragen pflegte, die Treppe hinaufging. Es dämmerte ihr etwas von Ueberlegenheit ihres Gegners auf, und das empörte sie so sehr, daß sie gleich beschloß, diese Menschen unverzüglich auf die Straße zu setzen. Da sie jedoch dunkel fühlte, mit der Affäre könne man sich nicht wohl an die Öffentlichkeit wagen, ward ihr klar, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo sie an ihren Mietern Entdeckungen machen mußte. (Schluß folgt).

Der Tote vom Hinterberg.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

16. Januar.

In der Zeitung habe ich heute eine rührende Geschichte gelesen. Ein junger Mann ist beobachtet worden, wie er an einsamer Stelle zur Spree hinunterstieg, den Blick starr auf das trübe Wasser gerichtet und die Hände gefaltet zu einem Gebet. Gerade wollte er den tödlichen Sprung tun, da ergriff ihn die starke Hand eines Schutzmannes, der ihm gefolgt war. Das Gebet, hieß es, habe ihn gerettet. Er sei ein bedrängter Musiker gewesen und habe seiner Not durch Selbstmord ein Ende machen wollen . . .

Gerettet! Haben sie ihn wirklich gerettet? Wird er es für ein Glück empfinden, dem Leben erhalten zu sein? O, wer kann ermessen, wieviel neues Unglück, welches Uebermaß neuer Enttäuschungen, neuer Verzweiflungen ihm noch aufgepart ist! Und daß ihm nichts davon entgehe, dafür ist er gerettet worden . . .

Welch eine Bergeslast von Schmerz läßt nicht diese Weltstadt jeden Tag auf ihre Künstler ab! Auf diese Musiker, die, durch schönes Talent ermuntert, von idealer Begeisterung gepornt, sich mit heiligem Eifer dem Kultus des Schönen widmen, schwere Opfer bringen, bis sie ausgebildet sind, dann voll kühner Pläne nach Berlin kommen, um die Ernte einzuheimsen — Ach, sie kommen in ein glänzendes Glend! Wie mancher von all den Tausenden findet seinen Stern, der ihm in die Höhe leuchtet? Außerordentliche Kunst oder hohe Protektion? Alle andern verschwinden in kleinen elenden Musikkapellen für obskure Restaurants, Winkel- und Vorstadtkneipen oder Ringeltangels, wo sie banale, geistlose Musik machen für einen betrunkenen Böbel um Hungerlohn. Mancher gibt ein paar schlecht bezahlte Stunden, sucht fieberhaft immer wieder nach Ersatz für die entgehenden, bis er einmal die Arme mutlos sinken läßt . . . Dann ist's zum Sterben Zeit . . .

Und die Maler, das unabsehbare, vom Unglück durchs Leben gepfeichte Heer der bildenden Künstler, die Bildhauer, die Architekten! Mit welcher Graufamkeit zerstört ihnen das Schicksal die hochragenden Lustschlösser, die sie dereinst an der Akademie gebaut! Turm um Turm sinkt in sich zusammen; zuletzt gähnt ihnen nur noch ein ödes Trümmersfeld entgegen. Mit Augen, die vor Begeisterung und Fieber leuchten, schaffen sie,

atemlos vorwärtstürend, ihre ersten, hoffnungdurchbelebten Werke. Sie darben, sie hungern, bis das Große vollendet ist, das ihnen den Weltruhm bringen soll . . . Dann scheitern sie vielleicht schon an der ersten Klippe: die Ausstellungen weisen die Arbeit ab; sie wandert, immer wieder verschmäht, ins kahle Atelier zurück; verzweifelt sieht der Enttäuschte seinen Stolz, seine Hoffnung, jetzt seine Sorge und sein Unglück, beharrlich zu ihm zurückkehren; er faßt einen ohnmächtigen, wahn-sinnigen Haß gegen sein eigenes Werk, und wenn er es nicht für einen Spott an einen Kunstwucherer verschleudert, vernichtet er's vielleicht mit eigener zorniger Hand . . . Und hungert weiter und arbeitet weiter; vielleicht wird das Glück das nächste Mal kommen — vielleicht . . . Oder er findet eine günstige Jury, sein Gemälde, seine Marmorgruppe, sein Erzbildwerk erhält Einlaß in die Ausstellung — O, erst jetzt beginnt für ihn das Hangen und Bängen! Die Menge, die da vorübergeht, ist launenhaft, die Kritik auch, und neue Namen sind ihr verdächtig. Ach, sogar für Tadel wäre er dankbar; nur schweigt ihn nicht tot! Und wieviel von den Tausenden ausgestellter Bilder werden in der Ausstellung verkauft? Vielleicht hundert, vielleicht zweihundert, mehr kaum! Alles andere geht an seine Schöpfer zurück. Wandert so von Ausstellung zu Ausstellung und bleibt zuletzt dem unglücklichen Künstler unverkäuflich in den Händen. Jahre sind verloren, Schulden gemacht, keine Hoffnung! Und doch war es ein gutes Bild . . . Wenige sind auserwählt. Aber auch diese Wenigen machen ihren Aufstieg durch Not, Entbehrung, Hunger, Kampf und Verzweiflung; die Kunst krönt keinen, der nicht von Märtyrerblut gezeichnet ist! Und die nicht auserwählt sind, gehen unter in Handwerk, Entwürdigung, Glend. In den Zeitungen der Großstadt kann man schier jeden Tag von Künstlertragödien lesen, von armen, verlorenen Genies, die in ihrer höchsten Not zu Verbrechern an andern oder an sich selbst geworden. Jedes Jahr enden so und so viele dieser einst so gegneten, der Schönheit geweihten Schar im Irrenhaus, im Zuchthaus oder durch Selbstmord. Mancher ist darunter, der den Funken des Genius in sich hatte — aber die Welt hat ihn nicht erkannt!

Es gab einen Maler, dessen Bilder ich hatte, das